

Des Kaisers Kreuzzug gegen die Juden

Die Hinweise sind mehr als deutlich: Der Antisemitismus Wilhelms II. war keine zeitweilige Verirrung, er hatte System.

Von John Röhl

Man reibt sich wieder einmal die Augen. Kann das denn sein, dass die Zeugnisse für den rabiaten Antisemitismus des abgedankten deutschen Kaisers, die Karina Urbach jetzt in amerikanischen Archiven aufgedeckt hat, als immerhin menschlich verständliche Ausrutscher eines über den Verlust seines Thrones verbitterten Monarchen in Frage gestellt werden (F.A.Z. vom 21. September)? Die von Urbach zitierte Äußerung Wilhelms II. an seinen Freund Poultney Bigelow vom 15. August 1927, Juden und Mücken müssten vernichtet werden, „Ich glaube das Beste wäre Gas!“, bildet ja nur einen Bruchteil derartiger Expektorationen des Monarchen aus der Exilzeit, die bereits vor gut dreißig Jahren veröffentlicht wurden und längst Bestandteil der öffentlichen Deutung der deutschen Geschichte von Bismarck zu Hitler sein müssten.

Das Tagebuch des Leibarztes Dr. Alfred Haehner, die Gesprächsaufzeichnungen zahlreicher Besucher des gestürzten Monarchen in Amerongen und Doorn, seine eigenhändigen Briefe an Freunde und ehemalige Mitarbeiter, seine endlosen Denkschriften, die er vervielfältigen ließ und überall herumschickte, und nicht zuletzt die gleichlautenden Erklärungen seines Bruders Prinz Heinrich von Preußen – all diese authentisch überlieferten Quellen öffnen uns ein furchterregendes Fenster auf die Seele Kaiser Wilhelms im Exil und dürfen nicht verschwiegen werden.

Bereits vor dem Zusammenbruch 1918 und vor allem nach dem Kriegseintritt der Vereinigten Staaten von Amerika und der Machtübernahme der Bolschewiki in Russland hatte der Antisemitismus des Kaisers eine quasisakrale Intensität erhalten, doch im holländischen Exil nahm er geradezu genozidale Züge an. So schrieb er am 2. Dezember 1919 dem allertreuesten seiner Generalfeldmarschälle August von Mackensen: „Die tiefste und gemeinste Schande, die je ein Volk in der Geschichte fertiggebracht, die Deutschen haben sie verübt an sich selbst. Angehetzt und verführt durch den ihnen verhaßten Stamm Juda, der Gastrecht bei ihnen genoß. Das war sein Dank! Kein Deutscher vergesse das je, und ruhe nicht bis diese Schmarotzer vom Deutschen Boden vertilgt und ausgerottet sind! Dieser Giftpilz am Deutschen Eichbaum!“ Die eigenhändige Briefkarte mit diesen schauerhaften Äußerungen befindet sich öffentlich zugänglich im Militärarchiv zu Freiburg und ist bereits mehrfach in Dokumentarfilmen gezeigt worden.

Besucher in Doorn, die auf die antisemitischen Ansichten des Kaisers nicht vorbereitet waren, erhielten einen jähen Schock, als er dieses Steckenpferd zu reiten begann. Der frühere Flügeladjutant Max von Mutius traute seinen Ohren nicht, als ihm der Exilmonarch im Dezember 1920 erklärte, „die Welt würde nicht eher Ruhe haben und besonders Deutschland nicht, bis nicht alle Juden tot geschlagen oder wenigstens des Landes verwiesen wären“. Als der General einwandte, das werde „ja nun leider nicht gehen, sie alle tot zu schlagen“, erwiderte Wilhelm II. erregt: „Liebes Kind, das kann ich und werde ich tun. Das will ich Ihnen schon zeigen.“ Die Juden müssten aus allen führenden Stellen in der Politik und der Beamtenenschaft entfernt werden. „Aus allem müssen sie heraus, aus der Presse, dem Land- und Reichstag. Auch als Führer der Massen dürfen sie sich nicht mehr betätigen können.“

Im März 1921 zeichnete sein rheinischer Leibarzt Alfred Haehner in seinem Tagebuch auf, wie Seine Majestät dem Gefolge beim Abendessen auseinandersetzte: „Wenn wieder einmal andere Zeiten in Deutschland kämen, müssten die Juden gehörig daran glauben. Etwa 80 Milliarden seien von ihnen ins Ausland verschoben worden. Die müssten sie ganz wieder ersetzen, zunächst müßte die Regierung von ihnen 15 Milliarden sofort verlangen. Alles müßten sie hergeben, ihre Sammlungen, ihre Häuser, jedweden Besitz. Aus allen Beamtenstellungen müßten sie ein für alle Mal entfernt werden, sie müßten vollkommen zu Boden geworfen werden.“ Haehners Tagebuch lag jahrelang fast unbemerkt im Stadtarchiv zu Köln, bis es dann am 3. März 2009 bei Stadtbahnarbeiten von der Erde verschluckt wurde, aber Kopien haben überlebt und sind wieder öffentlich zugänglich.

Als der ehemalige preußische Kultusminister Friedrich Schmitt-Ott im Juli

1921 zu Besuch nach Doorn kam, erschrak auch er über die Vehemenz des Hasses Wilhelms II. auf die Juden. Ihm setzte der Monarch seine Theorie auseinander, der Weltkrieg sei durch die jüdischen Freimaurerlogen in Frankreich, England und Italien angezettelt worden. Beim Abschied überreichte er dem Duzbruder eine silberne Brosche in Form eines Hakenkreuzes mit den Worten: „Nun bist du in den Orden der anständigen Leute aufgenommen.“

Nach der Lektüre des Buches „Mensch und Gott“ des Rassenevangelisten Houston Stewart Chamberlain bezeichnete Wilhelm die „verjudete Welt“ als „Machwerk des Satans“ und erklärte: „Die ganzen Juden müßten aus der Presse heraus, keiner mehr dürfe sein Gift darin wirken lassen, ich solle einmal sehen, wenn er zurückkomme, was dann für ein Pogrom veranstaltet werde, aber anders und wirksamer wie alle die in Galizien!“ In einer seiner zahlreichen Schriften forderte Wilhelm die Formierung einer „christlichen Internationale“ für den „Kampf erst gegen die Verjudung Deutschlands“ und „dann nach Bereinigung Deutschlands den Kampf gegen das Judentum in der Welt“. Ein Exemplar dieser vervielfältigten Aufzeichnung wird im Fürstenbergischen Familienarchiv in Donaueschingen aufbewahrt.

An George Sylvester Viereck, einen weiteren amerikanischen Verehrer, der von 1942 bis 1947 als Sympathisant der Nazis in einem US-Gefängnis saß, behauptete Wilhelm 1926, die Juden hätten den Heiland gekreuzigt, die Weltrevolution angezündet, Fürsten und Staatsmänner ermordet und Europa in den Weltkrieg gestürzt. Jetzt seien sie getarnt als Goldene Internationale im Westen und als Bolschewismus im Osten. Ihren Ursprung hätten die Juden in Afrika, sie wiesen negroide Merkmale auf und gehörten der farbigen Rasse an, deshalb hegten sie einen absoluten Hass gegen die „arische“ weiße Rasse in jeder Form, ganz besonders aber hassten und verachteten sie „die Deutschen, ihre Rasse, ihre Staatsform (die Monarchie), ihre Fürsten, ihren Geist“. In einem Aufsatz mit dem Titel „The Jew Today“, der zur Veröffentlichung in den Vereinigten Staaten bestimmt war, führte der Kaiser diese Gedanken weiter aus. Es sei offenkundig, dass es ein jüdisches Komplott zur Errichtung eines jüdischen Weltreichs gebe. Dieser Plan, der in den Protokollen der Weisen von Zion entlarvt worden sei, hätte in den letzten Jahren besorgniserregende Fortschritte gemacht. „The Teutonic Race, the German Empire, the Hohenzollerns, the German Kings and German Princes were the backbone of Christian Culture.“ Daher habe der „Jüdische Innere Ring“ deren Vernichtung angeordnet.

Prinz Heinrich von Preußen teilte die krankhaften Überzeugungen seines Allerhöchsten Bruders uneingeschränkt. Am 8. Dezember 1920 erklärte er stolz, er habe die Volksausgabe des Buches „Die Geheimnisse der Weisen von Zion“ in mehreren Exemplaren bestellt, „um sie gebührend zu vertreiben! Unser Volk muss auf die politische Gefahr des Semitentums aufmerksam gemacht und dahin belehrt werden, dass der Jude ein Ausländer, ein fremdstämmiges Individuum ist. – Ich denke mir die weitere Entwicklung dieser sehr bedeutsamen Frage dahingehend, dass auf gesetzgeberischem Wege, wie ehemals, gegen diese Auslandsrasse vorgegangen wird: Aberkennung der deutschen Bürgerrechte, Einzwängen in bestimmte Viertel und Ortschaften, Aufhebung der Freizügigkeit, Verbot der Teilnahme an irgend welchen öffentlichen Ämtern, so wie des Studiums an irgend welchen Hochschulen. – Strenge Maßnahmen gegen eheliche Verbindungen mit Jüdinnen; gründliche Reinigung der arischen Rasse. Zur Durchführung dieser Massnahmen wird es der Generationen bedürfen, auch muss eine antisemitische Mehrheit in der Regierung und dem Parlament vorhanden sein, aber der Anfang muss gemacht werden, wenn wir nicht verderben sollen.“ Damit nahm der Hohenzollernprinz die Terrorherrschaft der Nationalsozialisten um viele Jahre vorweg.

Prinz Heinrich hat die fast wörtliche Verwirklichung seines Programms durch das Berufsbeamtengesetz und die Nürnberger Gesetze nicht mehr erlebt, wohl aber der Kaiser, der Hitler 1940 in einem Telegramm zu seinem glorreichen Sieg über Frankreich beglückwünschte. Das sei 1914 genau sein eigener Plan gewesen. Und die Juden? Auch da sah der Allerhöchste Herr seine alten Wünsche durch den Führer erfüllt. Nach dem Sieg in Ost und West müsse Deutschland nun „Juda aus England vertreiben, wie er schon aus dem Continent verjagt ist“, schrieb Kaiser Wilhelm II. im Sommer 1940 und jubelte: „Die Juden verlieren ihre unheilvollen Positionen in allen Ländern, die sie seit Jahrhunderten zur Feindlichkeit getrieben haben.“

Der britische Historiker John Röhl, Jahrgang 1938, ist Autor einer dreibändigen Biographie Wilhelms II. und mehrerer Studien zum Deutschen Kaiserreich.



Quicklebendig zwischen Street Art und Konstruktivismus: Andreas Breunigs „Hi LoRes No. 58“ (links) und Dana Greiners „o. T. (querelle)“, beide von 2019



Das Tafelbild lebt!

Bestandsaufnahme: Die Museen Bonn, Wiesbaden und Chemnitz zeigen, was an Malerei in Deutschland jung ist

Wenn sich die Liebe zur Malerei auch in jenen Debatten niederschlägt, die sie auslöst, kann sie in völliger Bedeutungslosigkeit noch nicht versunken sein. Mag sie auch fröhlich vor sich hin scheitern oder nur mehr neben sich stehen, wie ihr seit einiger Zeit von prominenter Seite bescheinigt wird – es waren gemalte Bilder, an denen sich zuletzt Kulturkämpfe über sehr grundsätzliche Fragen entzündeten, die ebenfalls zwischen zwei Buchdeckeln diskutiert worden sind: wie es nämlich um die Freiheit der Künstler und der Museen steht, wer eigentlich für wen in der Gesellschaft Partei ergreifen darf und wem die Deutungshoheit darüber zukommt, welche Bilder der Öffentlichkeit zumutbar sind. So geschehen in den Fällen der (angeblich) skandalösen schlafenden „Thérèse“ von Balthus im New Yorker Metropolitan Museum of Art oder des „Offenen Sarges“ von Dana Schutz über einen traurig berühmten Lynchmord an einem Afroamerikaner in den Vereinigten Staaten aus den fünfziger Jahren.

Dass diese Bilder so vielstimmig diskutiert worden sind, lag weniger in den besonderen ästhetischen Qualitäten der Malerei begründet wie Handschrift, Stil, formaler Könnerschaft – die als selbstverständlich vorausgesetzt wurden.

Es ging nicht um Malerei um der Malerei willen. Der Disput entfachte sich vielmehr um Spielraum und Reichweite moderner und gegenwärtiger Kunst, wenn diese Themen anfasst wie Identitätspolitik, kulturelle Aneignung, moralische Tabuzonen – darin erwiesen sich diese Debatten ja auch als so gegenwartsnah, eben zeitgenössisch. So stellte sich hier die Fra-

ge nach „der“ Malerei nicht, die ihr denn auch wie ein Mühlstein um den Hals hängt, wann immer sie die Vitalität, gar die Existenzberechtigung der Spezies bezeugen soll.

Ebendieses Nachweis hat sich ein herkulisches Gemeinschaftsprojekt der Kunstmuseen in Bonn, Chemnitz und Wiesbaden auf die Fahnen geschrieben, um jene Lebendigkeit in ihrer ganzen Bandbreite vor Augen zu führen. Die Leiter der Museen haben sich zwei Jahre lang durch 15 Ateliers in Leipzig und Berlin, Hamburg, Frankfurt und dem Rheinland gewühlt, um schließlich dreundfünfzig Malerinnen und Maler ausfindig zu machen und in allen drei Häusern jeweils drei Arbeiten von ihnen zu präsentieren. Das Höchstalter der Teilnehmer für diesen Deutschland-trend Ost und West unter dem Titel „Jetzt!“ beträgt vierzig Jahre, fast alle sind nach dem Studium von Galerien vertreten; für die meisten ist es ein erster Auftritt in einem Museum. Abgebildet werden soll die Generation nach der Wende. Wer alles erkunden wollte auf der „Reise durch die aktuelle junge Malerei“, müsste die Republik durchfliegen, nur der hohe Norden erhält spärlich eine eingedampfte Kompaktfassung in den Hamburger Deichtorhallen.

Die Drei-Städte-Schau will das „Biotop der Malerei“ vor den „Austrocknungsversuchen einiger allzu theorieelastiger Abstinenzler“ schützen und einer grassierenden Entgrenzung des Gemäldes Einhalt gebieten. Sie kapriziert sich auf das „klassische Bildfeld im Sinne des Tafelbildes“, um „wieder vom Vermögen des Pinsels und der Farbe zu sprechen“. Zurück zum „Ursprung von malerischer Bildlichkeit“,

lautet die Devise in einem Jargon malerischer Eigentlichkeit. So etwas wurde einstmals „Medienspezifisch“ genannt, und es klingt ein wenig, als sei die Fähigkeit zu malen flächendeckend bedroht oder zumindest verkannt. Die Ehrenrettung der Malerei bildet, nebenbei gesagt, inzwischen ein eigenes Genre in den Annalen größerer Überblicksausstellungen.

Tatsächlich spricht – auch nach unzähligen beschworenen Toden der Malerei – noch immer nichts gegen das Tafelbild. Zahlreiche heute zu Recht als besonders relevant gehandelte Malerinnen wie Nicole Eisenman, Amelie von Wulffen oder Charline von Heyl äußern sich in seinem Geviert.

Aber auch, wo das Tafelbild entgrenzt wird und sich, diskret oder vehement, in den Raum fortsetzen darf wie bei Jana Euler und Kerstin Brätsch (die thematisch und von der Altersbeschränkung her für „Jetzt!“ geradezu prädestiniert wären), muss malerische Kompetenz in all ihren lukullischen Finessen keineswegs aus dem Bildfeld verschwinden. Und sie kann dabei zugleich Dinge verhandeln wie Feminismus und Machismo oder die Netzwerktheorie, die in jüngerer Zeit um die Malerei herum gesponnen wurde.

Die Vorzeichen der Inventur „Jetzt!“ sind indessen restriktiv, und das führt in der Auswahl im Kunstmuseum Bonn zu einem gediegenen Salon, in dem sich Tafelbild an Tafelbild reiht und diesem nur in sehr wenigen Ausnahmen gestattet wird, einmal über den Rahmen hervorzuliegen – was in der Bilderschau sofort als anregend und wohlthuend wahrgenommen wird. Dann etwa, wenn Florian Meisenberg sei-

ne eigenen (Tafel-)Bilder dupliziert, vergrößert, druckt und tapeziert, wodurch er eine riesige Wand in Rhythmus versetzt; wenn Paul Czerlitzki kohlrabenschwarze Monochromen wie archaische Funde aufsockelt oder einer Malerin einmal ein eigener Raum zugestanden wird, um mehrere Werke in einen Dialog treten zu lassen wie bei Vivian Greven: mit Bildern nach Canova speist die Malerin Klischees von Empathie, Sinnlichkeit, Gefühl in einen Kreislauf von Original, Kopie und Simulation ein.

Die Ausstellung versucht einen „gültigen Querschnitt“ deutscher Malkunst, indem sie zwischen abstrakt-expressionistischer Geste und „Bad Painting“ ein Best-of der Direktoren versammelt. Es liegt auf der Hand, dass bei rund 170 Werken von 53 Malerinnen und Malern für jeden etwas dabei ist: die streng abgezielten, trockenen Bildreliefs von Sabrina Fritsch oder der große, augentäuschende Pinselschwung eines Moritz Neuhoff, das wüste Gegenwartspanorama von David Lehmann oder die neue Sachlichkeit eines Simon Modersohn. Man soll entdecken, sich an Lebendigkeit erfreuen. Aber der gespreizte Pluralismus legt sich wie ein Anspruch über jedes Werk und bereitet einem das schale Gefühl, das „Quod erat demonstrandum“ stets auf Neue bestätigen zu sollen: Das Tafelbild lebt! Bei aller Fürsorge – das „Überleben der Gattung“ sichern zu wollen ist ein Ansatz von gestern.

GEORG IMDAHL
Jetzt! Junge Malerei in Deutschland. Im Kunstmuseum Bonn, Museum Wiesbaden und in den Kunstsammlungen Chemnitz; bis zum 19. Januar 2020. Vom 7. Februar bis zum 24. Mai 2020 in den Deichtorhallen Hamburg. Der Katalog im Hirmer Verlag kostet 35 Euro.

Ein Zuhause für die musikalische Jugend der Welt

Braucht eine Kleinstadt wie Weikersheim einen großen Konzertsaal? Die Tauberphilharmonie ist klug konzipiert

Mehrzweckhallen haben einen schlechten Ruf. Dem Ballsport wie dem Sportball, dem Vereinsfest wie dem Liederabend oder dem symphonischen Konzert sollen sie dienlich sein, doch der Zwang zum Kompromiss macht multifunktionelle Säle gerade für klassische Musik oft untauglich. Die neue Tauberphilharmonie im pittoresken, zwischen Würzburg und Heilbronn gelegenen Weikersheim ist, anders als ihr edler Name vermuten lässt, ein Mehrzweckbau, der zugleich höchsten Hörsprüchen genügen soll. Seit Juli wurde die vielseitige Verwendbarkeit des Hauses erkundet, die Erprobung der akustischen Eigenschaften des großen Saals mit seinen sechshundert Plätzen geriet bei der Eröffnungsgala zum unerwarteten Härte-test. Das Bundesjugendorchester spielte die auf maximale Dröhnung gebürstete „Johannesburg Festival Ouverture“ von William Walton und die zweite Symphonie von Johannes Brahms mit derart jugendlichem Ungestüm, dass der Saal zu bersten schien. Er hielt den Druck tapfer aus. Die Geigen ließ er leuchten, Holz und Blech konturiert hervortreten, es wirkte nur ein wenig basslastig. Dass er für die ganz große Symphonik bei zurückhaltenderem Spiel geeignet ist, muss er noch beweisen, ebenso wie seine Tauglichkeit für Kammermusik und Gesangsstücke.

Von außen erscheint das Haus wie ein dunkles, an der Tauber gelandetes Ufo, das abends magisch zu strahlen beginnt. Wer im Foyer durch die Glasfront ins Freie blickt, schaut auf die Spitzen des Renaissance-Schlusses und der Stadtkirche. Im Winter wird durch die kalten Baumreihen noch viel besser zu bemerken sein,

wie geschickt das Münchner Architekturbüro Henn die Sichtachsen auf das Stadtbild ausgerichtet hat.

Die Tauberphilharmonie ist der zeitgemäße Nachfolger der inzwischen abgerissenen Stadthalle aus den fünfziger Jahren. Es wäre vermessen gewesen, den Bau einzig auf seine musikalische Bestimmung hin zu konzipieren. Ein Konzertsaal würde in dem Städtchen mit seinen 7500 Einwohnern über längere Phasen leer stehen. Es gab aber einen triftigen Grund, bei der akustischen Vermessung hohes Niveau anzustreben: Weikersheim ist seit mehr als fünfzig Jahren Sitz der Jeunesses Musicales Deutschland und deren Akademie und damit Austragungsort für Kurse, Projekte und Tagungen junger Musiker und Jugendorchester. In Weikersheim leistet von je-

her viel für die Ausbildung des musikalischen Nachwuchses. Junge Instrumentalisten werden in den Kammermusikursen zum Zusammenspiel mit anderen Musikern animiert, angehende Opernsänger für ihren Sprung auf die Bühne gecoacht, es gibt Kurse für nahezu jedes Instrumentenfach, und in einem Wettbewerb werden Komponistentalente ausfindig gemacht. Voriges Jahr wurden im „Logierhaus“ der Akademie mehr als dreunddreißigtausend Übernachtungen gezählt.

Die Jeunesses Musicales waren treibende Kraft bei der Entscheidung für die Tauberphilharmonie. Ihre räumliche ist denn auch so ausgerichtet, dass im großen und kleinen Saal, in den Probe- und Einspielräumen wie im Foyer gleichzeitig unterschiedlichste Aktivitäten stattfinden kön-

nen. „Keine Ecke bleibt hier ungenutzt“, sagt Ulrich Wüster, der Leiter der Musikakademie Schloss Weikersheim, der sich die Verwendung der Räumlichkeiten in der Philharmonie für hundertzwei Tage im Jahr für seine Einrichtung gesichert hat.

Alle anderen Aktivitäten akquiriert und koordiniert der Intendant Johannes Mnich. Er hat damit begonnen, die Philharmonie in der Region zu verankern, mit allen achtzehn Gemeinden des Main-Tauber-Kreises „Patenschaften“ für Konzerte vereinbart. Es dürfte eine Weile dauern, bis sich die abseits der großen Ballungsräume, aber etwa von Würzburg leicht erreichbar gelegene Tauberphilharmonie auch überregional einen guten Ruf erwirbt. Mnich glaubt, schon von der Saison 2020/21 an trotz der notwendigen längerfristigen Vorausplanung ein anspruchsvolles Programm anbieten zu können.

Anders als bei manch ähnlichem Projekt sind die Baukosten (14,1 Millionen Euro) nicht aus dem Ruder gelaufen. Der Einsatz zahlreicher Sponsoren und ehrenamtlicher Helfer hat entscheidend dazu beigetragen. Es wurde nachhaltig gebaut, und es sind vorwiegend Materialien aus der Umgebung verwendet worden. Die mit „vorgegrauten“ Holzlamellen verkleidete Tauberphilharmonie nimmt sich heute noch wie ein Solitär neben der großen Brachfläche aus. Auf diesem Grundstück soll ein architektonisch dem Konzerthaus angeglichenes Hotel entstehen. Das wird dringend benötigt, zur Unterbringung der Künstler wie auch der Besucher, die künftig auf der Reise entlang der Romantischen Straße von Würzburg nach Rotenburg in Weikersheim eine Konzertpause einlegen können.

JOSEF OEHRLEIN



Bauziel: Ein hohes akustisches Niveau für den musikalischen Nachwuchs Foto Elisa Heiliger